



dot  
books

May McGoldrick

DER  
HIGHLANDER  
UND DIE  
KÖNIGSBRAUT

Roman

»Darf ich etwa nicht bei ihr bleiben?« fragte Maria und stellte sich neben den Kommandanten. Es war nicht auszumachen, ob ihre Worte eine Bitte oder eher ein Befehl waren.

Dieses Mal trafen sich ihre Augen, wenn auch nur für den Bruchteil einer Sekunde, bevor Maria verlegen ihren Blick senkte.

»Ja«, antwortete John, »natürlich. Meine Männer werden für alles Nötige sorgen. Ich werde Euch baldmöglichst aufsuchen. Ihr seid mir noch immer eine Antwort auf meine Fragen schuldig.«

Sie nickte, stand dann schweigend da und wartete darauf, daß die Männer ihre Tante forttrugen.

Maria hatte nur wenig Platz und konnte nirgendwo in der kleinen Kammer direkt neben Isabels Kajüte ihre nassen, verschmutzten Kleider ausbreiten. Ein Schiffsjunge war gleich nach ihr in die Kajüte gekommen und hatte ihr wortlos ein Kleid aus Wolle und leinene Leibwäsche überreicht. Maria war froh über diese aufmerksame Geste, wenngleich sie nicht wußte, wem sie dafür zu danken hatte. Sie hatte viele Männer und Frauen auf Deck herumstehen sehen, die nach der neuesten Mode bei Hofe gekleidet waren. Während sie darüber nachdachte, war sie überrascht, wie viele Frauen sich an Bord befanden. Bestimmt war es eine dieser Frauen, der sie ihren Dank schuldete.

Die nasse Wäsche in Händen, blickte sie sich hilflos suchend in ihrer Kajüte um. Von dort, wo sie stand, konnte sie ein leises Gemurmel aus der Kajüte ihrer Tante hören, die glücklicherweise das Bewußtsein wiedererlangt hatte, und dann das Geräusch schlurfender Schritte, die auf den Korridor hinaustraten.

Sie legte ihre Kleider sorgfältig zusammen in eine Ecke des Raumes. Auf einem Brett an der Wand stand eine kleine Waschschüssel mit einem Wasserkrug, und Maria säuberte vorsichtig die schmerzenden Blasen auf ihren Handinnenflächen und Fingern. Sie wickelte sich Verbandsstreifen um die Hände und versuchte erfolglos die Enden des Verbands festzustecken. Ihre Hände schmerzten so sehr, daß sie zu fast nichts mehr zu gebrauchen waren. Abgesehen davon hatte sie, was das Anlegen von Verbänden betraf, keinerlei Übung. Ärgerlich schüttelte sie ihren Kopf. Selbst an den einfachsten Aufgaben scheiterte sie.

Enttäuschung und Müdigkeit nagten an Maria, als sie unter Tränen die weiten, tannengrünen Ärmel des Kleides bis über die Handgelenke zog. Nachdem sie sich die Tränen von ihrer Wange gewischt hatte, öffnete sie die schmale Tür und trat in Isabels geräumigere Kajüte.

Der Blick ihrer auf dem Bett liegenden Tante wandte sich ihr sofort zu. Die ältere Frau legte einen Finger auf die Lippen, um Maria vom Sprechen abzuhalten. Die junge Frau kam ihrem Wunsch nach und blieb im Hintergrund stehen, während der Gehilfe des Arztes die blutigen Verbandsstreifen von dem kleinen Tisch auffas.

»Ihr hattet Glück, Mylady«, schnarrte der Arzt, als er die Kajüte wieder betrat. »Die Kugel hat Euch nur einen Kratzer zugefügt. Aber Euer Matrose hatte keine Chance.«

»Er ist also tot«, sagte Isabel.

»Jawohl. Er steht jetzt vor seinem Schöpfer.« Er warf der älteren Frau einen Blick zu. »Sir John möchte den Namen des Mannes wissen. Für die Gebete, wenn wir ihn dem Meer übergeben.«

»Ich ... ich kenne ihn nicht«, sagte Isabel verlegen und sah Maria an.

»Sein Name war Pablo«, sagte die junge Frau leise. Maria hatte ihn danach gefragt, als sie seinen Platz an den Rudern eingenommen hatte. Aber sie wußte, daß seine Seele längst bei seinem Schöpfer war, bevor die Gebete der Matrosen ihn erreichen konnten.

»Pablo«, wiederholte der Mann kurz und drehte sich zu Isabel um. »Gut, gut. War das eigentlich Euer Schiff, das da unterging?«

Isabel schüttelte den Kopf. »Nein, es war nicht unser Schiff.« Sie hatte nicht vor, diesem Mann mehr zu erzählen, als unbedingt notwendig war.

»Ja, dann.« Der Mann ging zur Tür, blieb aber noch kurz vor Maria stehen und deutete auf eine kleine Schüssel mit einer Flüssigkeit und etwas sauberem Verbandsmaterial. »Ich lasse Euch das da. Ihr solltet den Verband wechseln, wenn er anfängt, schlecht zu riechen. Sir John wird übrigens gleich hier sein. Er scheint voller Ungeduld darauf zu warten, daß Ihr ihm seine Fragen beantwortet. Und macht Euch keine Sorgen um Eure Mutter, meine Liebe. Ihr wird es bald wieder gutgehen.«

»Sie ist nicht ...« Maria verstummte plötzlich und fing sich dann wieder, »in Lebensgefahr, oder?«

»Nein, meine Kleine«, der Mönch seufzte erschöpft, bevor er sich wieder der Tür zuwandte. »Ich habe ihr etwas zum Schlafen gegeben. Später werde ich den Burschen noch einmal zu Euch schicken. Wenn Ihr mich braucht, so laßt mich einfach rufen.«

Ohne jede weitere Höflichkeitsbekundung schlurfte der Mann in den dunklen Korridor hinaus, den Burschen in seinem Schlepptau.

Maria wartete, bis sich die Kajütentür hinter den beiden geschlossen hatte, und eilte sodann an das Bett ihrer Tante. »Es sind Schotten!« sagte sie mit sorgenvoller Stimme. Isabel klopfte neben sich auf das Leintuch, und Maria setzte sich ohne Zögern hin.

»Ja, ich weiß, meine Liebe«, stimmte ihr Isabel zu und betrachtete die elegante Ausstattung der Kajüte. »Und nicht nur irgendwelche Schotten. Zweifellos gehört dieses Schiff zu der Flotte, die dein Bruder angefordert hat, um dich zum König zu geleiten.«

Jetzt sah sich auch Maria in der Kajüte um. Sie war bislang noch nicht oft auf Schiffen gewesen, aber die Größe des Raumes überraschte sie. Sie ließ ihren geschwollenen Finger über das frische weiße Leinentuch fahren, das ihre Tante bedeckte, und blickte auf den reichen, burgunderfarbenen Damastvorhang, der um die Koje hing, und die passende Überdecke. Auf einem Platz am Bullauge lag ein samtenes Kissen, und um einen Tisch standen reich geschnitzte Stühle. Auf dem Tisch waren feines Kristall und verschiedene Teller mit Käse und Früchten ansprechend arrangiert. Ein schrecklicher Gedanke beschlich Maria, als ihr zu Bewußtsein kam, wohin der Kommandant des Schiffes sie gebracht hatte.

»Das sollte meine Kajüte sein«, stöhnte sie entsetzt auf. »Na und? Du wirst doch deine alte Tante nicht hinauswerfen wollen, oder?« Die ältere Frau kicherte.

»Darum geht es doch gar nicht!« Maria nahm Isabels Hand. »Was soll ich denn jetzt tun? Was werden sie denken, wenn sie herausfinden, wer wir sind?«

»Ist es wichtig, was sie denken?« Isabel gähnte und streckte sich in dem bequemen Bett

aus.

»Wenn ich ihre Königin werden soll ...«, flüsterte Maria.

»Da hast du recht«, sagte Isabel. »Wenn du tatsächlich ihre Königin wirst, dann, glaube ich, hast du jetzt schon jeglichen Respekt verloren. Schließlich solltest du erhobenen Hauptes und trockenen Fußes in Antwerpen sitzen und auf ihre Ankunft warten, statt auf offener See herumzurudern und ihnen zu entfliehen versuchen. Vorausgesetzt, du wirst jemals ihre Königin werden.«

»Ich kann ihnen nicht sagen, wer ich bin«, sagte Maria entschieden. »Ich gehe nach Kastilien und nicht nach Schottland.«

»Du ...«, Isabel gähnte nochmals. »Im Augenblick befindest du dich jedenfalls auf dem Weg nach Antwerpen, meine Liebe. Das ist ihr Ziel.«

Maria sah ihre Tante hilflos an. »Aber das geht doch nicht. Kannst du dir vorstellen, wie peinlich das sein wird? Ich wäre nicht imstande, Karl gegenüberzutreten. Er würde mir niemals vergeben. Verloren auf hoher See, werde ich von genau den Leuten aufgefischt, die mich zu meinem neuen Zuhause geleiten sollen. Bei allen Heiligen, stell dir diese Schmach vor.«

»Ich war der Meinung, das wäre dir egal. Ich war der Meinung, du wärest bereit, den Zorn deines Bruders auf dich zu nehmen.«

»Ich war auch bereit dazu«, sagte Maria verzagt. »Allerdings nur unter der Voraussetzung, daß wir dann weit weg von ihm wären. Nicht, wenn wir zu ihm zurückgezerrt und ihm geradezu ausgeliefert werden. Du weißt, über welche Macht er verfügt. Wie überzeugend er ist. Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch in keinem Streit mit ihm durchsetzen können.«

Maria seufzte. Sie erinnerte sich nicht gern daran, aber ihr Bruder hatte, schon als sie klein war, immer seinen eigenen Willen gehabt. Schon als Kind war er ein Tyrann gewesen – und wieviel mehr nun als Erwachsener, mit all seiner Macht.

»Warum können wir nicht unseren Plan weiterverfolgen?« brach es aus der jungen Frau hervor, die sich bemühte, die Verzweiflung in ihrer Stimme zu unterdrücken. »Ich möchte nicht zurück, Isabel. Ich kann nicht.«

Die Tante versuchte ihre Schläfrigkeit abzuschütteln. »Du hast das Langboot kaputtgemacht, Kind.«

Maria mußte lächeln. »Du weißt genau, daß ich nicht gemeint habe, wir sollten weiterrudern.« Sie wandte ihren Kopf ab und starrte zu dem kleinen Bullauge. »Wir müssen einen anderen Weg finden. Wir sind doch nicht weit entfernt von Dänemark. Wenn wir Kopenhagen erreichen könnten, ließe sich vielleicht ein Schiff anheuern, das uns nach Kastilien bringt.«

Isabel öffnete mühsam ihre schweren Lider. »Aber zum Schwimmen ist es zu weit, Maria. Und mir wird gerade etwas wärmer ...«

Maria sah ein Lächeln um die Lippen ihrer Tante spielen, bevor sie sich schließlich der Wirkung der Arznei hingab.

»Wir müssen uns einen Plan ausdenken«, flüsterte Maria, mehr zu sich selbst. »Ich will die Hoffnung nicht aufgeben. Vielleicht können wir jemandes Hilfe erkaufen? Es sind so viele Leute auf diesem Schiff ...«

»Der Kommandant«, sagte Isabel mit einen Spaltweit geöffneten Augen. »Der Schotte, Sir John nennen sie ihn. Er ist doch ein junger und ansehnlicher Mann. So einem gutaussehenden Seemann bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht begegnet ...«

»Was willst du denn damit sagen?« fragte Maria und strich Isabel eine silberne Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Nichts, nichts!« Isabel schloß ihre Augen. »Wenn man bedenkt, daß du schon mal verheiratet warst ...«

»Isabel!« protestierte Maria, und die Röte stieg ihr ins Gesicht. Aber ihre Tante war bereits eingeschlafen.

## Kapitel 4

Wenn John Macpherson etwas nicht leiden konnte, dann war es das Gefühl, im Ungewissen gelassen zu werden.

Er trug eine Dochtlampe, die einen kleinen Lichtkreis in den finsternen Korridor warf, und als er die an der Wand hängende Lampe anzündete, nickte John dem jungen Matrosen zu, der vor der Kajütentür Wache hielt.

»Etwas Neues?«

»Nichts, Mylord«, antwortete der Mann. »Als ich vorhin das Tablett mit Essen hineinbrachte, schlief die ältere Frau, und die junge ging in dem Raum auf und ab. Sie sagte kein Wort, Mylord. Aber ich hörte, wie sie die Tür abschloß, sobald ich draußen war.«

John trat neben den Mann und klopfte an der Tür.

Hastige Schritte und das Geräusch, wie jemand sich mit einem Schloß abmühte, drangen von der anderen Seite durch die Tür. Nach einer kurzen Stille öffnete sich die Tür einen Spaltweit, und der Highlander blickte in ein Paar leuchtendgrüner Augen, die ängstlich in die seinen sahen.

»Darf ich eintreten?«

Sie zögerte einen Moment, drehte sich dann um und deutete vage in das Dunkel des Raumes. »Meine ..., sie schläft.«

»Ich werde nicht lange bleiben«, sagte John und zog seinen Kopf ein, als er an ihr vorbei durch die niedrige Tür trat.

Maria stand da, unsicher, was sie tun sollte. Was hätte sie dagegen einwenden können, daß er einfach so hereinplatzte? Schließlich war es sein Schiff. Ihre zitternde Hand lag noch immer auf dem Türknauf, und sie preßte sich mit dem Rücken gegen die hölzerne Wand der Kajüte. Ein Blick aus dem Fenster, das hinter dem großen Schotten lag, zeigte ihr, daß die Dämmerung schnell in das Dunkel der Nacht übergegangen war, und die junge Frau war froh über die wachsende Dunkelheit. Sie betrachtete ihn, als er zuerst ihre Tante und dann den Stapel frischen Verbandszeugs und eine Schüssel mit Wasser musterte, die auf dem Tisch standen.

Als er sich zu ihr umwandte, leuchtete sein Gesicht im Schein der Lampe auf. Sie konnte ihn von ihrem Platz aus betrachten, ohne Angst haben zu müssen, daß er sie eingehend mustern würde. Isabel hatte recht gehabt. Man konnte durchaus sagen, daß der Mann gut aussah. Recht gut sogar. Und es schien so, als wolle er sein gutes Aussehen hinter seinem grimmigen Ausdruck in seinem Gesicht verbergen. Sie ließ ihren Blick über seine Gestalt wandern. Er war stark. Das lange schwarze Haar hatte er mit einer ledernen Schnur zurückgebunden. Seine Augen durchforschten das Zimmer.